



wollen. Eine volle Auswertung unseres Sieges in militärischer und wirtschaftlicher Beziehung ist unsere gebietliche Pflicht.

So bilden wir denn mit aller Zuversicht ein vollstes Gottesbewußtsein in die Zukunft. Das große, blutige Weltendrama neigt sich dem Ende zu. Noch einen Akt, und wir haben es, so Gott will, geschafft. Die alte Kriegsanleihe hat uns einen nicht hoch genug anzuschätzenden Sieg gebracht. In den abgesetzten Zeichnern geführt der aufrichtigste Dank unseren geliebten Vaterlandes. Wohlauflauf denn zu neuen Taten und neuen Erfolgen. Gott sei mit uns, wer kann wider uns sein!

H. S.

Deutscher Reichstag

Sitzung vom 20. April

Vizepräsident Dr. v. Payer, Mitglied, im Bundesrat Dr. Rasche eröffnet die Sitzung um 3 Uhr 15 Minuten.

Die zweite Beratung des Reichshaushaltsplanes wird in der Spezialberatung fortgesetzt. Beim Titel Oberpräsidien beschäftigt sich

Abg. Kumerl (U. S.) über die Verletzung des Postgeheimnisses aus politischen Gründen. Die Postverwaltung muß den Militärbehörden ein bis hierher und nicht weiter entgegenkommen.

Staatssekretär Müblin: Der § 4 des Belagerungsstandes überträgt den Militärbehörden die vollstehende Gewalt. Die Militärbehörden haben nicht zu prüfen, ob die Maßnahmen der Militärbehörden angemessen und durchführbar sind. Für uns liegt die Geworkepflicht vor, die Verantwortlichkeit bleibt bei der Militärregierung.

Abg. Kumerl (U. S.): Der Versuch der Abschaffung ist dem Staatssekretär nicht gestattet. Bei uns herrscht die brutale Gewalt. (Vizepräsident Dr. Rasche ruft den Redner zur Ordnung.)

Der Rest des Haushalts der Post- und Telegraphenverwaltung wird bewilligt.

Gewiß genehmigte der Reichstag in zweiter Beratung den Haushalt der Reichsbank.

Abg. Fimmel (S.) empfiehlt namens des Ausschusses die unüberänderte Annahme des Haushalts und tritt für maßgebliche Maßnahmen auf die Förderung von Zivilverlehen im Gebiet des Reichslandes Elb-Bohmen ein.

Abg. Rothmann (S.): Unter Dank für die Leistungen der Arbeiter und Beamten darf ich nicht auf Worte beschränken. Beamten- und Arbeitervereine müssen auch für die Arbeitslosen gesorgt werden. Eine Entschädigung aller Parteien zur Revision des Nachtrages für die Elbenahrsfrage stimmen wir zu.

Abg. Fuchs (S.): Die Preissteigerungen müssen wieder beseitigt werden. Die Fahrpreisulage für Schnellzüge sind geradezu eine Bestrafung der ärmeren Bevölkerung. Die Elbenahrsarbeiter verlangen mit Recht den Achtstundentag, wenigstens für die Friedenszeit.

Abg. Gohmann (F. W.): Durch den Elbenahrs-Kampfbundvertrag und das alleinige Recht, Druckverfahren in den Elbenahrsbezirken auszulassen, hat der Verleger der "Nordd. Allg. Ztg." ein ungeheures Monopol erhalten. Das bedeutet auch einen gewaltigen politischen Einfluß. Tagelang hat der Reichstag allen Ernstes Verhandlung eingeleitet.

Abg. Schwabach (Nst.): Die Verwaltung wäre bei einem, wenn auch nur beschränktem Wettbewerb bei der Klammerverwaltung wesentlich besser gefahren. Vier Spielern politische Gründe mit.

Staatsminister von Treitschke: Die Einkommenverhältnisse des Reichspersonal sind im Frieden wie im Kriege dauernd verschlechtert worden. Hierzu kommen die verschärfsten Arbeitslosenmaßnahmen. Der Klammervertrag mit Herrn Hobbings hat feinerst politische Rücksicht, mit der "Nordd. Allg. Ztg." hat er nichts zu tun. Es handelt sich im wesentlichen um Verlehrsfragen.

Abg. Berner-Gersfeld (D. Frakt.): Die Militärenten sollen wie andere Beamten ohne Prüfung in höhere Stellen aufrücken können. Die Leutnantszulagen hätten früher bewilligt werden müssen.

Weiterberatung Montag 3 Uhr nachmittags, außerdem Gesamtsitzung des Reichstages. — Schluß nach 6 1/2 Uhr.

Die Zukunft der deutschen Industrie

Von Arnold Steinmann-Bucher

Eine der größten deutschen Zukunftsfragen scheint die zu sein, ob uns der Krieg finanziell nicht zu schwer belastet wird, daß wir diese Last kaum zu tragen imstande sein werden. In der Tat handelt es sich um Beträge in einem Größenverhältnis, das wir jetzt während des Krieges, der uns doch am die Millionenverpflichtung genügt hat, noch kaum zu tragen vermögen.

Die Weltbelevung durch Kriegseinkünfte, durch Aufhebung der Wiedererstellung geschädigter Landesbetriebe Ergänzung der Staatsbetriebe, Autarkisierung, Verjüngung der Kriegskolonien und Winterarbeiten sind fallstillschließend durch die Kriegsbewehrung der Bundesstaaten und der Gemeinden auf 150 Milliarden. Das bedeutet eine Vermehrung unserer öffentlichen Ausgaben um rund 8 Milliarden jährlich. Das ist der Betrag, mit dem wir auf alle Fälle rechnen müssen.

Rechnen wir diese Belastung als der Wahrheit wohl nahekommend an und geben wir zu, daß die Schuldabrechnung sich nur ins Maß weit nach oben oder unten erstrecken kann, so befindet man die große Aufgabe der Zukunft bereits in der Hand.

Es wird nicht hier und da bisher bekannt geworden. Pläne und Vorlesungen amtlicher, halbamtlicher und privater Steuerreformer und Finanzpolitiker sind einfließen, vielmehr sind darunter die wirtschaftlichen Grundlagen, auf welche die Bekämpfung dieser Vorfälle sich aufbauen muß, zu untersuchen.

Eine Steuer, die sie nur Vermögen oder Einkommensteuer, biete oder indirekte, also Verbrauchs-, Monopol-, Verbrauchs-, Umsatz- oder Zugssteuer, wird entweder aus dem Vermögen oder dem Einkommen der Steuerzahler erhoben. Sowohl Vermögen wie Einkommen eines Volkes haben aber immer ihren gemeinsamen Ursprung in Grund und Kapitalvermögen, Unternehmungsvermögen, Gehältern, Arbeitslohn, entweder unmittelbar oder mittelbar. Da nun die Werte der Güterzeugung denselben Ursprung haben, so besteht ein intimer Zusammenhang zwischen Vermögen und Einkommen einerseits und Güterzeugung andererseits. Diese Beziehungen habe ich in meiner Schrift "Wirtschaftliche Voraussetzungen für eine einseitige Besteuerung"

Ich bin dort zu dem Schluß gekommen, daß der Wert des jährlichen Volkseinkommens ungefähr gleich dem Wert der jährlichen Güterzeugung, unter welchem nicht nur der Wert der in der untersten Stufe gewonnenen Güter, sondern auch die in den folgenden Erzeugungsstufen und den Vermittlungsstellen hinzugekommenen Werte zu verstehen sind. Deshalb hängt die Steuerkraft eines Volkes, also die Höhe des Volkseinkommens und Volksertrags, letzten Endes in der Hauptsache von seiner Güterzeugung ab; eine einseitige Besteuerung des Volkseinkommens muß also gleichzeitige Erzeugungspolitik sein.

Das ist in letzter Zeit immer mehr in das Bewußtsein auch der Steuerpolitiker übergegangen, und die Forderung, daß wir in Zukunft mehr Produktions-, als Verbrauchssteuern zu treffen haben werden, ist in den Beratungen der Reichsregierung in der jüngsten Vergangenheit lebendiger denn je. Die neueren Auffassungen haben die in den letzten Jahren festgesetzten Untersuchungen über Volkseinkommen, Volkseinkommen und Güterzeugung den Boden bereitet. Über so einfach dieser Gedankengang zu sein scheint, so groß sind die Schwierigkeiten, die sich seiner Durchführung durch die vollkommene Festlegung der Besteuerungspolitik des Reiches entgegenstellen. Das Volkseinkommen ist ungetreulich, Ergebnisse ungeschieden. Damit wollen wir uns aber hier nicht beschäftigen, vielmehr einen Augenblick bei dem Grundgedanken verweilen und sehen, ob sich aus dem bisher Gewonnenen schon eine Aufbaumöglichkeit ablesen läßt, die für den gegenwärtigen Stand des Reichseinkommens und der Güterzeugung imstande ist, die finanziellen Kosten, die uns der Krieg bisher gebracht hat, und noch bringes wird, zu tragen, mit anderen Worten: werden Güterzeugung, Einkommen und Vermögen des deutschen Volkes in der Zukunft auszuweiten, um die neue finanzielle Last zu tragen und zu tragen.

Im meiner bisherigen Schrift habe ich den Weg aufgezeigt: Wenn das Einkommen des deutschen Volkes auf etwa 46 Milliarden angehoben wird, so müßte der Wert der deutschen Güterzeugung ebenfalls mit etwa 45 Milliarden angehoben werden, oder wenn man das Volkseinkommen höher setzen als nach der Steuererleichterung der Jahre 1907/08, dann mit 49 Milliarden auf zu tragen vermögen. In diese Aufgabe, nennen wir sie eine Doppelarbeit, ist in jüngster Zeit von anderer Seite angegriffen worden. Es ist für die zukünftige Ordnung unserer Finanzen nötig, von der Güterzeugung auszugehen und den Wertschöpfungs menschliche Arbeit zu so hegen, daß eine verdoppelte Produktion die Belastung tragen vermögen. Die Lösung des Problems liegt also in der Verdoppelung der Güterzeugung. Sie müßte angelegt werden.

Da nun von der gesamten Güterzeugung Deutschlands etwa 14 Milliarden Wert auf die Landwirtschaft, dagegen etwa 31 Milliarden auf Industrie und Gewerbe entfallen, so müßte der letztere größere Teil Aufgabe von der Industrie gelöst werden müssen. Es ist deshalb von der großen Wichtigkeit nicht nur für die Industrie, sondern für die gesamte deutsche Volkswirtschaft, festzustellen, ob es wirklich möglich ist, die Güterzeugung in dem gebotenen Maße zu steigern. Nun ist aber auch die Industrie Güterzeugung von dem nötigen Maße abzuweichen, sie hat sich teilweise in der Zeit von 1906 bis zum Ende des ersten Jahrzehnts des laufenden Jahrhunderts verdoppelt und ist allem in letzten Jahrzehnt unmittelbar vor dem Krieg um ein Drittel gewachsen. Selbst nun irgend ein Grund, welcher ausreicht, auf eine ähnliche Steigerung auch in der Zukunft rechnen zu dürfen, so ist doch das große Verhängnis der Nachkriegszeit, worüber das nicht in Frage gestellt werden darf, die ungewollte Verengung, die in der Nachkriegszeit mit einer ungewollten Halierung verbunden ist, die in der Nachkriegszeit mit einer ungewollten Halierung verbunden ist, die in der Nachkriegszeit mit einer ungewollten Halierung verbunden ist.

Es gibt eine Gesamtsituation der wirtschaftlichen Entwicklung, in die menschliche Schöpfung nur mit der allergrößten Vorsicht eingreifen darf. Die Entwicklung nach dem Krieg und die Verengung unserer wirtschaftlichen Kraft während des Krieges bannen sich auf auf der Zukunft des Einzelnen, sie schafft ganz von selbst die Voraussetzungen und die Formen, unter welchen die Gemeinschaft aller am besten gedeiht. Die Produktionsverhältnisse müßten sich halten, diese Umstände des Volkes zu steuern, die in der Nachkriegszeit mit einer ungewollten Halierung verbunden ist, die in der Nachkriegszeit mit einer ungewollten Halierung verbunden ist, die in der Nachkriegszeit mit einer ungewollten Halierung verbunden ist.

Rur ein Unternehmen, das mit einer solchen Entwicklung im Rege stehen kann, müßte wir beschäftigen. Die Volkswirtschaft Deutschlands auf dem Meer und in den Kolonien. Sie kann die Deckung unseres Bedarfes an fremden Rohstoffen und unsere Beteiligung am Weltmarkt und damit den Fortschritt unserer Güterzeugung in Frage stellen. Doch auch hier sind wir auf dem besten Wege, uns für alle Seiten viele Wege zu öffnen.

Keine Kursänderung der Österreichischen Politik

Wien, 20. April. Landesheimatmann Neuser ist gestern vom Kaiser in besonders ehrenreichen Worten empfangen worden. Der kaiserliche Hof hat sich in höchst interessanter Weise im Verlauf dieser Audienz in Beträgung der beiderseitigen Erklärungen des Ministerpräsidenten v. Seizer, daß der Kurs unserer äußeren und inneren Politik durch die letzten politischen Ereignisse keine Veränderung erleide und gleichbleibe.

Nichtschwächliche Einziehungen in Kanada

Rotterdam, 21. April. Der "Altensteiner Post" berichtet aus London: Die kanadische Regierung wurde vom Parlament mit Rücksicht auf die militärische Lage ermächtigt, die Befreiungen schließend zu machen und alle unverheirateten Männer zwischen 20 und 35 Jahren einzuziehen.

Es kann nicht gut um die Sache der Entente stehen, wenn man sich in Kanada zu berat durchgreifenden Rekrutierungsmaßnahmen entschließt. Soffentlich kommen die Waffen helfen laut über Meer.

Ersatte Verlesung um das Befinden des Herzogs von Anhalt

Desau, 20. April. Ueber die Krankheit des Herzogs wurde heute aus Schloß Ballenstedt folgender ärztlicher Bericht abgegeben: In dem Befinden des Herzogs besteht noch keine Aussicht eines ungunstigen Fortschreitens des Krankheitsprozesses zu irgendeinem und rufen eine Heilung herbei. Professor Mehnert.

In höchster Not!

(König George und das irische Erbe.)

gezeigt.)

Die größten Skandalgeschichten, welche sich am letzten Dienstag im Unterhause bei dem ungewohnten Sturm wegen der irischen Wehrpflicht ausbreiteten, sind von den Mithras nicht verjagende worden. Was nachträglich darüber bekannt, läßt es doch an der Wahrheit zweifeln, was König George im Augenblick die größte Gefahr heraufbeschwört. Die irische Frage vor dem irischen Parlament hat die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten.

Es war am 20. November 1914, als die "Nordd. Allg. Ztg." dem offiziell im Auswärtigen Amt erschienenen Sir Roger Cautem die bündige Erklärung mit auf den Weg gab: Sollte im Verlauf des Krieges, den Deutschland nicht hätte das irische Erbe in die Hände zu führen, so würde sich dort landen nicht als eine Armee von Einberufenen, die kommen, um zu räumen und zu zerstören, sondern als Streikkräfte einer Regierung, die vom ganzen Willen gegen ein Land und ein Volk befreit ist, dem Deutschland nur nationale Hofahrt und nationale Freiheit wünscht. Naht die Stunde, da Deutschland dieses Verbotenden Gedanken muß; die Stunde, da das Fremdenrecht vor seiner Freundschaft erfragen soll? Sir Roger Cautem vor seinem großen Erben gibt sich seinem irischen Lande. Sein Wirtin und sein Wirtentrotz sind nicht gebend; England bedacht aus Irland 600 000 Soldaten aus Irlande zu bekommen ("Times" vom 23. Juli 1914: „es sind noch 600 000 Mann militärischen Alters in Irland zu haben“), sie kamen nicht; die irische Wehrpflicht ist die irische Wehrpflicht. In den letzten Tagen mußte General French mit starkem Geir zur Insel fahren; die Vergangenheit steht gegen England auf; Sir Rogers' Saatspolitik in die irische Wehrpflicht und was er in seiner „Gewonnenen Schriften“, welche 1916 in Irlande erschienen sind, an Irlande und irische Wehrpflicht hat, das gibt Deutschland mindestens einen Teil Irlande selbst an; denn wer will entscheiden, ob unter oder das irische Volk das brennenderen Lebenswichtigere Interesse an der Wiederberufung Irlands hat?

„Von 1846—1851 hat Irland“, so stellt Cautem dort u. a. fest, „über 2 Millionen Menschen verloren, teils durch Hungernot und Hungertod, teils durch die Flucht nach Amerika. In denselben sechs Jahren exportierte das irische Irland für nicht weniger als zwei Milliarden Mark Waren und Güter — Korn, Vieh und Gemüsenach England. Als ein Bauernvolk, das, wie die Engländer ähnlich behaupten, zu sein, um seine Irlande zu bekommen, hat es zum irischen Irlande, der irische Wehrpflicht und was er in seiner „Gewonnenen Schriften“, welche 1916 in Irlande erschienen sind, an Irlande und irische Wehrpflicht hat, das gibt Deutschland mindestens einen Teil Irlande selbst an; denn wer will entscheiden, ob unter oder das irische Volk das brennenderen Lebenswichtigere Interesse an der Wiederberufung Irlands hat? Die irische Wehrpflicht hat die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten.

Die irische Wehrpflicht hat die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten.

Die irische Wehrpflicht hat die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten.

Die irische Wehrpflicht hat die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten, die irische Wehrpflicht vor den irischen Parlamenten.

Die Gefahr des grünen Tisches
Das Ergebnis der U-Bodenkämpfung im Lager unserer...

Die Gefahr des grünen Tisches

Das Ergebnis der U-Bodenkämpfung im Lager unserer
erzruert an das bekannte Wort eines bodenkundigen...

Die Gefahr des grünen Tisches
müssen hier zu werden, noch gelassen soll. Inwiefern...

Provinz Sachsen und Umgebung

Mittelländl. Tagung in Braunschweig

Die zahlreichen Anmeldungen zu dem am 23. und 24. d. M.
in Braunschweig stattfindenden Beratungen über die...

Samstag, den 21. April 1918
von bereits im Oktober 1915 eine solche an der Schule in...

Aus Halle und Umgebung

50jähriges Jubiläum des Schlyh-Hygiene

Das Privatgymnasium von Frauella Emma Schlyh
konnte am 18. April auf sein 50jähriges Bestehen...

Nach ihm sprach im Namen der hochbetagten Grünberner
Agnes Stange die Schlyh, und überreichte in deren...

Die Gefahr des grünen Tisches
Zu diesem ist die englische Regierung für diesen Winter...

Provinz Sachsen und Umgebung
J. Dörsner, 20. April. Nach mehrjähriger
Gefangenhaft in Russland ist der Herr Dr. O. F.

Rittergut Wronnowo

Rittergut Wronnowo
Atemfächer Roman von Guido Krenzler.
Nachdruck verboten.

Rittergut Wronnowo
wertvollen väterlichen Segen, daß du eine Freifrau von
Schlyh wirst, geht ich dir der Einfachheit halber schon heute...

Rittergut Wronnowo
in vielerlei hin und her. Schon als Kind habe ich
daß es sich gehob und mußte; der Vater liebte das und es...



# Hallescher Courier



Unterhaltungs-Beilage der Halleschen Zeitung

Nummer 23

Halle (Saale), Sonntag, den 21. April

1918

(Nachdruck verboten.)

## Der Telephon-Meyer

Erzählung von Friedrich Guth.

Warum wir ihn „Telephon-Meyer“ genannt haben? Das ist natürlich keine besondere Bewandnis. Also, bitte — hören Sie gut!

Das Telephon ist einfaß Meyers Element. Ich bin überzeugt, er könnte nicht mehr existieren, wenn es aus seinem Leben fortgeschritten würde.

Es gibt Frauen, die an seinem Gesichtsbild vorübergehen können, ohne sich die im Schaufenster ausgelegten Güte zu betrachten — ganz gründlich, einen nach dem andern — auch wenn sie soeben erst einen neuen, allermodernsten Frühlings-, Sommer-, Herbst- oder Winterhut erstanden haben. So ist Meyer. Wo er auch immer einen Fernsprecher sieht, muß er ihn mindestens 20 Minuten lang malträtieren.

Wahre Geschäftsleute sind der Ansicht, daß der Fernsprecher nur zur Uebermittlung wichtiger, dringender Nachrichten bestimmt ist. Zu diesen Schwachheiten gehört Meyer nicht. Das Telephon ist ihm ein Gegenstand der Unterhaltung und des Vergnügens — eines Vergnügens, in dem er häufig ohne besondere Anstrengung einige Stunden herumalbern kann. Sein Gesprächsstoff geht nie aus; und wenn er seiner Schwester Mäuschen, seiner tante Wälschen oder seinem Onkel Adolf alle Ereignisse des Tages mitgeteilt hat, wird er nie verümen hinzuzunehmen, was er zum Mittag- oder zum Abendessen gegessen, was die Gans oder das Gekochte heute ihm ist.

Eines Nachmittags saß ich im „Weihenstephan“; ich ging zum Fernsprecher, um meiner Stenographin eine wichtige, geschäftliche Nachricht zu übermitteln. Vor der Telephonzelle hatte sich eine lange Reihe von Herren und Damen angemeldet, die ungeduldig von einem Fuß auf den andern trugen. „Was ist denn los?“ fragte ich meinen Vordermann. „Meyer telephoniert“, lautete die lateinische Antwort.

„Meyer telephoniert.“ Weiter nichts. Das klang so, als wenn er sagen wollte: Da ist nichts zu machen — das ist ein Naturereignis — man muß warten, bis das Unwetter vorüber ist.

Ich war neugierig, wann Meyer das Telephon aus seiner Umklammerung befreien würde, und wartete mit einer Ausdauer, die einer auf ein Pfund Butter harrenden Familienmutter alle Ehre gemacht hätte.

Mit der Zeit entschwanden einige Herren und Damen, die das Ende nicht abwarten konnten. Ich rißte also mit meinem Vordermann dichter an die Telephonzelle heran, so daß ich Meyers Worten lauschen konnte. „Lauschen“ ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck; denn Meyers gewöhnlicher Redestrom durchbrach die Zellentür und schüttelte eine wahre Straußflut schöne Medebüllien über uns aus.

„Meyer hatte soeben seiner Schwester Mäuschen mitgeteilt, daß er zum Wittanaessen Dachschartoffeln mit Gänseleber bereitet, daß er und die Kinder sich förmlich bekümmert hätten. Ich begann bereits aufzuatmen; denn ich glaubte, das sei der Schlussatz.“ Ich hatte mich aber geirrt. Meyer knüpfte an diese Wendung sofort ein Gespräch mit seinem Onkel Adolf, dem er ohne Vergang die Dachschartoffeln und Gänseleber an den Kopf schüttelte. Bekümmert befragte er den alten Onkel, wie er heute so bloß aussehe — ob er nicht auf geschlafen habe. Nachdem er sich fünf Minuten über seinen Wisz amüsiert hatte, ging er zu einem andern Thema über. Ich vernahm hier interessante Ausführungen über die Fleisch- und Fettbreite in Russisch-Roten, hörte, daß Bohnen und Erbsen noch zu haben seien, daß das russische Pfund aber nur 400 Gramm betrage usw. Endlich teilte er mit, daß er die Theater-Welt zum Zeilung-Bericht befragt habe — sehr gute Plätze — zweiter Rang Mitte — der Onkel und die tante möchten sich nur ja hüte nicht einfinden und das Glas nicht vergessen. Wenn tante Zinchen noch etwas von den lauren Bonbons hätte, könnte sie welche mitbringen.

„Was — du kennst um 1/8 Uhr nicht im Theater sein?“ rief Meyer plötzlich entrüstet. „Warum nicht?“

„Nun, was hast du denn deine Summis? Sie werden die Kasse schon ohne dich fertig machen.“

„Du mußt debet sein? Ich weiß schon, du mußt bei allem dabei sein. Gönnt dir keine Ruhe, keine Erholung — so ein Unfsinn!“

„Nun schon! Ich werde die Karten am Schalter niederlegen.“

„Rein! Nicht links! Wenn du reinkommst, auf der rechten Seite; du wirst schon sehen.“

„Amoh! zwei Karten, zweiter Rang Mitte, auf den Namen Meyer.“ — „Nein, nicht doch Meyer! Meyer ist doch gar kein Name; fragen wir: Adolf Meyer.“

„Da schon! Komm nicht zu spät! Grüß die tante!“

„Gottlob!“ könnte mein Vordermann. Er hoffte, endlich an die Reihe zu kommen. Meyer war aber noch nicht fertig.

Er ließ sich nun mit seiner Frau verbinden, die er sehr herzlich „Gutchen“ nannte, rekapitulierte, was er mit Mäuschen und mit Onkel Adolf gesprochen, indem er sehr gewissenhaft wiederab, was jene gesagt, und was er erwidert habe. Dann fügte er hinzu, daß er zum Abendessen nicht nach Hause käme — Gustchen möchte ihm einige Stullen mit Braten mitbringen und ihn pünktlich um 1/8 Uhr vor dem Theater erwarten.

Mein Vordermann riß nun die Tür der Telephonzelle auf — aber Meyer lag sehr ergraut da und bog nun, seiner Frau eine laune Wahe von Werdalorsbrück-

regeln zu geben, als gäbe es, eine Reise nach Amerika zu unternehmen. Er betrieht ihr auf das genaueste, wann sie sich ankleiden und das Haus verlassen müsse, welche Linien der Straßenbahn sie benutzen könne, an welcher Gasse sie aussteigen müsse — daß sie die Zeitung, den Gans- und den Skordirdschiffel nicht vergessen dürfe, und daß sie sich beim Ein- und Aussteigen versehen möchte, da man infolge des Schneefalls sehr leicht ausgleiten und ein Bein brechen oder sonst schlimere Schäden nehmen könne.

An diesem Tage war ich Meyer also zum ersten Male begegnet. Als er schließlich den Fernsprecher verließ, sah ich, daß es ein wohlbeleibter Herr von etwa 40 Jahren mit vollen roten Gesicht, funkelnden Augen, schwarzem Wackbart und binnem Sawphaar war, das bereits einer kleinen Glüte Platz zu machen begann.

Eine Woche später sah er mir zufällig in den Stadtköln gegenüber. Ich erkannte ihn sofort wieder; da ich den drohlichen Satz näher kennen lernen wollte, knüpfte ich ein Gespräch mit ihm an, ohne die Begegnung im „Weihenstephan“ zu erwähnen.

## „Deutsche Art“

Es geht ein mächtig Ringen  
Murs neue durch die Welt,  
Zum Angriff die Schwerter klingen,  
Zum Angriff die Lanzen gefüllt . . .  
Aus der Weiskühe Schländen  
Bricht blutig die Todesnacht,  
Im Kampf und Sieg verbünden  
Sich Deutschlands Ruhm und Macht.  
Es geht ein Danken und Loben  
Durch deutsche Tapferkeit,  
Herr Gott im Himmel droben  
Du bist uns nah im Streit,  
Auf daß wir's mutig schaffen,  
Wie eine Mauer stehen —  
Du segnest unsre Waffen,  
Stolz unsre Fahnen wehn . . .

Es geht ein heißes Schwören  
Durch deutschen Heldegeist,  
Der Heimat wir gehören,  
Der jeder Kämpfer preißt,  
Sie hat uns Kraft gegeben  
Zu ihrem Heldentum —  
Im Sterben und im Leben  
Ist heilig deutscher Ruhm.  
Es geht ein mächtig Ringen,  
Ein Entsturm durch den Krieg,  
Wir werden die Feinde zwingen  
Und unterbleibt der Sieg —  
In Treue nimmer warten,  
Das ist der Deutschen Art,  
Herr Gott, wir loben und danken,  
Daß wir sie uns gewahrt.  
(Hedda v. Schmidt.)

Ich hatte es bald heraus, daß Meyer in der Nähe des Stadtbahnhofes Caviagn-Platz wohnte, von hier aus täglich nach seinem Geschäft in der Alexander-Straße fuhrte und gegen 5 Uhr wieder heimkehrte. Da mir kein Wälschen und seine sonstigen Abgange gute Beziehungen zu ländlichen Bevölkerungsschichten zu verraten schienen, so suchte ich mich ihm angenehm zu machen. So wurden wir mit der Zeit ein wenig vertraut. Eines Tages kamen wir auf Geschäftsverhältnisse zu sprechen. Er beehrte mich, welche enormen Vorteile das Telephon einem tüchtigen Geschäftsmann biete. Verhandlungen über ein Geschäft, das riskant werden könnte, bricht man ab, indem man das Höchste blühlich anhängt oder die Beamtin aufreißt: „Kräulein, gehn Sie doch aus der Leitung — was ist den das für eine verdammte Wirkkraft!“ Dann überlegt man sich die Sache mit Ruhe, löst sich auf's Neue verbinden und beginnt ganz harmlos: „Wir sind vorhin getrennt worden —“

„Sehr gut!“, schaltete ich hier ein.

„Es ist einem aus irgend welchem Grunde nicht bequem, einen Brief sofort zu beantworten, so schreibe man bald drei oder vier Tagen, man habe geftern und vorgestern wenigstens fünfmal verächt, telephonische Verbindung zu erhalten, es wäre aber ganz unmaßlich gewesen. Darum müßte man nun auf dreifachem Wege die Angelegenheit erledigen, usw. usw.“

„Sie sind ja ein ganz Schläuer, Herr Meyer“, bemerkte ich, um ihm eine Freude zu bereiten. „Wenn man aber kein Telephon besitzt —?“

„Das ist doch gleichgültig! Ich bin doch eins? Wer kann denn die hohe Gebühr bezahlen? Was sind Sie für ein Narr! Wenn ich nachmittags meinen Kaffee im Restaurant trinke, erledige ich meine telephonischen Geschäfte völlig gauls.“

„Das ist in der Tat sehr praktisch! Nun aber lassen Sie mir doch, Herr Meyer, wis hängt das eigentlich zusammen?

Ich habe einmal gehört, wie Sie sich vom „Weihenstephan“ aus mit Ihrer Wohnung verbinden lassen und dann sehr eingehend mit Ihrer Frau sprachen; und dennoch sagen Sie, Sie hätten kein Telephon.“

„Ich hab nicht nur kein Telephon, sondern ich hab auch keine Frau. Ich hab nur wollen die Narren ärgern, die vor der Zelle standen. Es gibt nämlich Leute, müßten Sie wissen, die plagen, wenn sie nicht an die Quastelstraße kommen.“

(Nachdruck verboten.)

## Ein sonniger Apriltag

Erzählung von Adolf Stark, Marienbad

Professor R. ist mein Schulfreund. Wir halten noch immer gute Kameradschaft, obwohl es schon eine ganze Reihe von Jahrzehnten her ist, daß wir zusammen die Schulbank drückten, und das Leben uns wiederholt auseinander geführt hat. Es ist nur zu leicht verständlich, daß wir in unseren Gesprächen oft auf die verfloßene Jugendzeit zurückkommen und der Kameraden gedenken, auf welche die Worte des Todes haften: „Die einen gestorben, die anderen verdorben, die dritten noch mitten im Wechsel der Zeit.“ Ich, immer mehr aus dem Raar dieser Dritten gehen wir hinüber in die Schar der Toten; denn wir sind schon alt, und Bart und Haar lind längst ergraut.

Von denen aber, die verdorben sind, dringt mir selten noch eine Kunde in unser Leben. Es ist auch besser so. Wir sind nicht mehr jung genug, um im Sturmwind des rücksichtslosen Lebens über die Gestalten adios hinwegzuschießen, und wir sind doch nicht alt genug, daß unser Herz kalt und flarr geworden und nichts empfindet. Als mir die Nachrichten über den kleinen Nachlaß eines verdorbenen Sträflings ausande, der mich zum Erben eingesetzt hatte, war ich toglang erschüttert und zur Arbeit unfähig. Und doch habe ich jenen Menschen seit unseren Jugendjahren nicht gesehen, kann mich seines Gedächtnis, seiner Gesank nicht mehr erinnern, habe keine Ahnung, warum er gerade mich zum Erben seines kümmerlichen Vermögens bestimmte.

Während dieser Tage der Unruhe traf ich den Professor und erzählte ihm den Vorfall. Er war noch erschütterter als ich.

„Also, im Buchhaus ist er gestorben! Und an einem Apriltag, vielleicht gerade an so einem sonnigen Apriltag wie damals, als er — über, da er tot ist, will ich dir einen Vorfall erzählen. Aber den ich noch nie an einer Menschenlebe getroffen habe.“

Da erinnerte ich mich nicht an Robert R., sagst du? Ich habe ihn noch genau im Gedächtnis: ein großer, hübscher Burche mit unruhig flackernden Augen und verschlossenen Melen war er. Innerlich wohl älter als wir anderen, ihm an Jahren gleichen Kameraden, hielt er sich stets von uns fern. Wir waren damals in den Flegeljahre und isporteten reichlich über sein „Ogertum“, wie wir es nannten. Zufällig hatte er eine fast französische Sucht, immer elegant und modern gekleidet zu gehen, etwas, was wir in unseren Sturm- und Drangjahren als unmaßlich verächtlich und berachteten. Wer weiß, vielleicht war es diese Schwäche, die ihn auf die Bahn des Verderbens trieb. Denn jene Mittel waren nur beschränkt, und schon damals, als er mir den Streich spielte, von dem ich dir erzählen will, griff er zu unerlaubten Mitteln, um sich einen Vorteil aus zu sichern.

Dieser Vorteil war ein Stipendium für die Dauer des Hochschulstudiums, welches dem Anhaber ermöglichte, sich von Sorgen frei, jenen Studium zu ergeben, zu dem es ihm zog. Auch ich strebte nach diesem Stipendium, das es mir möglich machen sollte, die brotlose Kunst der Astronomie zum Lebenslauf zu wählen. Die Bedingung für die Vergabung war die beste Lösung einer Aufgabe, die von dem Professorenkollegium gestellt wurde.

Ich arbeitete monatelang angestrengt, und als der Termin herangerückt war, war ich mir bewußt, etwas Nichtiges gelöst zu haben, und konnte auf den Sieg über meine Mitbewerber rechnen. Unter ihnen war auch Robert. Ich fürchtete ihn nicht. Ich mußte, daß seine überliche Art anfänglich war, etwas Erhöhenes zu leisten, was lange Studien nötig machte. Und er wußte es wohl auch.

Der Tag war gekommen, an dem die Arbeiten eingereicht werden sollten. Sauber und geistlich gefeiert, lag das Manuskript in meinem Zische. Am Nachmittag wollte ich es überreichen. An der Freude meines Gergens hatte ich wohl gar mit meiner Arbeit gepfaßt. Ich erinnere mich zwar nicht mehr daran, aber mir so ist es möglich, daß Robert wissen konnte, wo ich die Arbeit aufbewahrte.

Denke dir meinen Schrecken, als ich beim Heimkommen das Schußloch fand. Vergeblich durchsuchte ich alle Rasten und Winkel. Die Arbeit war verschunden. Meine Quartierfrau bekümmerte, sie weder gesehen noch berührt zu haben. Aber in meiner Abwesenheit sei ein junger Mann hineingekommen, der mich habe sprechen wollen, und in meinem Zimmer auf mich gewartet habe. Dann habe er gesagt, es dauere an lange, und sei fortgegangen. Die Beschreibung hobte auf Robert. Ich eilte zu ihm, ich forderte mein Dokument, ich bat und besaher ihn, ich drohte mit Anzeige und Polizei, er lachte mich nur aus. Er wisse von nichts. Ich sollte auf in seinen Sachen nachschauen, ob er die Arbeit irgendwo verberkt habe.

Seine Ehrlichkeit machte mich irre. Vielleicht war es doch ein anderer gewesen, der mir den Streich gespielt hatte. Ich ich fordernde, lasse er, er wolle mich begleitern. Es war ein sonniger und warmer Wirttag. Problem löste er aus





